

*Gastfreundschaft ist keine Kür für Christen, sondern Pflicht – davon ist die Autorin des folgenden Artikels überzeugt, denn so hat sie zu Christus gefunden. Und es entspricht dem Wesen unseres Herrn, der Menschen offen annahm, ohne ihre Probleme und Sünden zu beschönigen. Im Folgenden bringen wir einen Auszug aus dem Buch „Offene Türen öffnen Herzen“, wo die Autorin beschreibt, wie sie einem ihrer Pflegekinder zum ersten Mal begegnet.*

|| Lesezeit: 25 min

ROSARIA BUTTERFIELD

# ANSTECKENDE GNADE

## Zur Gastfreundschaft berufen

**E**s ist der Tag vor dem 16. Geburtstag unseres neuen Sohnes, und mein Mann Kent und ich werden ihn gleich treffen.

Wir stehen vor einem Übergang, der uns sowohl vertraut als auch fremd ist. Vertraut, weil wir bereits drei Kinder adoptiert haben. Vertraut, weil eine unserer Töchter ebenfalls ein Teenager war, als wir sie kennenlernten. Wir wissen jetzt (oder meinen zu wissen), was auf uns zukommt. Fremd ist die Situation, weil wir als überzeugte Pro-Life-Christen Folgendes wissen: Jedes Leben ist ein Geschenk. Jedes Leben ist geheimnisvoll. Jedes Leben spiegelt Gottes Ebenbild wider. Jedes Leben hält unbeschreibliche Schätze bereit, von denen manche unsere Mauern durchlöchern.

Die aktuelle Wohnsituation dieses uns noch unbekanntes Sohnes ist solcherart, dass höfliche Leute sie als „therapeutische Wohngruppe“ bezeichnen würden. Sie liegt circa eine Stunde von uns entfernt. Als Kent von der Arbeit nach Hause kommt, setzen wir Mary (drei Jahre) und Knox (sechs Jahre) in ihre Autositze und fahren los. Wir fühlen uns, als würden wir von einer Klippe springen. Das ist das wichtigste Wagnis, das heiligste Risiko und das klarste Bild von Gottes Bund, das ich kenne.

Wir betreten ein Haus, das aussieht wie jedes andere – abgesehen davon, dass die Leute darin einander fremd sind. Die ordentlichen

Reihen von Kinderschuhen, die sich um die Veranda winden und von sehr kleinen Schuhen bis zu sehr großen reichen, zeigen, dass das Haus voll belegt ist. Wir werden von einem der Sozialarbeiter, der mit im Haus wohnt, herzlich begrüßt. Er führt uns ins offizielle Wohnzimmer, das stark nach Essigessenz und Latschenkiefer-Luft erfrischer riecht.

Die Schlafzimmer haben keine Türen. Oben erklingen Alarmsignale, wenn Kinder mit Überwachungsgeräten an den Fußknöcheln Summer auslösen, weil sie sich von einem Ort zum anderen bewegen. So entsteht ein beängstigender Chor, der jede Bewegung enttarnt, ohne dass eine Fluchtmöglichkeit in Sicht wäre.

Niemand darf nach draußen.

Jeder wird die ganze Zeit überwacht.

Die Kinder müssen um Erlaubnis bitten, wenn sie zur Toilette gehen wollen.

Die Regellisten an den Küchenwänden sind endlos und einschüchternd. Jedes Kind hat seine eigene, ordentlich getippte Liste, doch sie alle beginnen so: „Steh um fünf Uhr dreißig auf, mach dein Bett, nimm deine Medikamente.“ Die Regellisten ziehen sich über die Küchenwände und in den Flur. Dabei bilden sie ein gotisches Paisleymuster im selben Stil wie in *Die gelbe Tapete*, das endloses potenzielles Versagen oder Wahnsinn prophezeit – genau wie bei der Heldin aus

jener Novelle von Charlotte Perkins Gilman, die um die Jahrhundertwende entstand.

In dem 6000 Worte umfassenden feministischen Klassiker *Die gelbe Tapete* gleitet die Erzählerin langsam in den Wahnsinn ab. Den Grund ihres mentalen Niedergangs sieht sie in der Tapete. Die Einzelheiten des gelben Paisleymusters der Tapete decken alles ab – so auch die Zehn-Punkte-Regellisten in dieser Pflegegruppe. Regellisten in solchen Gruppenheimen halten auch das Ziel fest, das sich der Staat für das Kind als bestmögliche Zukunftsperspektive vorstellt. Das „Ziel“ jedes dieser Kinder wird auf der Liste vor dem Wort „Frühstück“ notiert. Zu den Optionen gehören: Wiedervereinigung mit der Herkunftsfamilie, Adoption, dauerhafte Pflegeunterbringung. Diese Ziele sind entweder von Menschen abhängig, die sich bereits als unzuverlässig erwiesen haben, oder von Fremden, deren Aussichten zumindest fragwürdig sind. Wiedervereinigung mit den leiblichen Eltern und Adoption sind so hochriskante Unterfangen – so wenige Teenager schaffen es bis an einen dieser Zielpunkte –, dass es sich hoffnungslos anfühlt, überhaupt zu hoffen. Sie wissen nicht, ob der nächste Tag einen neuen Albtraum oder die Wiederholung eines alten Albtraums bringen wird.

Ich schaue mir die Listen an und kann mir gar nicht vorstellen, wie sie erfolgreich bewältigt werden

sollen. Es scheint mir, als könnte kein Mensch die Erwartungen auf diesen Regellisten auch nur ansatzweise erfüllen. Man könnte meinen, Kreativität in jeglicher Form sei der große Feind von Selbstbeherrschung.

Aber diese Kinder sind zu Robotern geworden.

Sie nehmen Medikamente, um wach zu werden, um sich auf die Schule zu konzentrieren, um auf der endlosen Busfahrt nach Hause ruhig zu bleiben und um einzuschlafen.

Sie nehmen Medikamente, um die Vergangenheit zu vergessen, um sich an die Mathektion zu erinnern und um sich von weiteren zer schlagenen Hoffnungen zu lösen: von Namen, die es wieder zu vergessen gilt, Erinnerungen, die weg gewischt werden sollen, und von einer Zukunft, die ihnen zwischen den Fingern zerrinnt.

Ich will das Haus und die Pflege eltern mögen, die es führen.

Ich möchte mich in sie hinein versetzen.

Aber das hier ist kein Zuhause.

Es ist ein Gefängnis.

Und dabei ist das hier eines der besten staatlichen therapeutischen Kinderheime in einem der reichsten Landkreise in den Vereinigten Staaten.

Der Sozialarbeiter, der das Haus leitet, wiederholt, dass es notwendig sei, auf strenge Regeln und regelmäßige Medikation zu achten. Unser Sohn Knox hat ein Geschenk für Michael mitgebracht: einen olivgrünen Triceratops-Saurier aus Plastik – dank unseres Golden Retriever Sally mit einem abgeknabberten Fuß. Während ich den beschädigten Plastikdinosaurier anschau, wird mir bewusst, dass in diesem Haus kein Spielzeug zu sehen ist. Nirgendwo ein verirrter Legosteine oder ein Matchboxauto, das sich selbstständig gemacht hat. Keine Unordnung.

Lassen Sie mich an dieser Stelle gleich sagen, dass ich weiß, wie wichtig Regeln sind. „Was sind die Regeln?“, lautete die erste Frage von jedem Pflegekind, das bereits sprechen konnte, wenn es in unser

Haus kam. Ich weiß, dass Sünde im Herzen des Menschen herrscht. Ich weiß, dass wir als Sünder geboren werden. Ich weiß: „In Schuld bin ich geboren, und in Sünde hat mich meine Mutter empfangen“ (Ps 51,7). Ich weiß, dass Sünde tief in unseren Lebensmustern steckt, sogar in unseren Überlebensmustern.

Doch dieses Haus verstört mich. An der Wand hängen Stickbilder, auf denen in pastellfarbenen und geschwungenen Lettern zu lesen ist: „Home Sweet Home“ – „Endlich zu Hause“. Aber in den Schlafzimmern leben die Münder des Staates, die bis über beide Ohren mit Medikamenten vollgestopft sind und um Erlaubnis bitten müssen, um zur Toilette zu gehen.

Ich weiß, dass ich mich täuschen kann.

Ich weiß, dass viele Pflegemütter mit Stolz denken: „Das kann ich besser. Meine Liebe ist größer als das hier. Ich kann dieses Kind retten.“

Aber darauf will ich hier nicht hinaus.

Ich weiß, dass ich niemanden retten kann. Jesus allein rettet, und alles, was ich mache, ist, hinzugehen.

Aber hingehen müssen wir.

Und nun, nachdem ich dort hingegangen bin, kann ich Ihnen sagen, dass mir dieses Haus nicht ganz geheuer ist.

Wenn ich mich bedroht fühle, gehen mir Zahlen durch den Kopf. Jetzt denke ich über die 7000 Teenager nach, die aus der Pflegeunterbringung „herauswachsen“ und oftmals im Gefängnis, obdachlos oder tot enden. Ich weiß, dass dieses Haus besser als das Gefängnis oder Obdachlosigkeit oder der Tod ist. Aber trotzdem. Ich sinne über die landesweit 105 000 Pflegekinder nach, die darauf warten, dass der Albtraum aufhört. Ich sitze hier in diesem Haus, mit all den Privilegien, die ich aufgrund meiner gesellschaftlichen Schicht und meiner Rasse genieße. Und ich weiß, was es bedeutet, für diese verlorene Menschheit zu beten – ich selbst als die größte Sünderin von allen – und Gott anzuflehen, mich zu öffnen,

damit ich jedem Gutes tun kann (Gal 6,10), damit ich jedermann ehren und achten kann (1Petr 2,17).

Mrs. Jones bringt Michael zu uns, und ich erblicke eines der schönsten Kinder, das ich je gesehen habe. Mit seinen langen Beinen überragt er mich, voller Pickel, die Haare lang im Afro-Look, mit sanften braunen Augen und karamellfarbenem Teint. Und er ist verängstigt. Er schaut direkt an mir vorbei und heftet seinen Blick auf Knox und Mary. Er hockt sich zu ihnen auf den Boden, auf Augenhöhe. Die Welt steht still. Und plötzlich erhellt sich sein Gesicht vor Freude. Mary umarmt ihn, und Knox gibt ihm einen kaputten tarnfarbengrünen Dinosaurier. Es sieht wie eine Familienzusammenführung aus, abgesehen davon, dass wir alle Fremde sind.

Michael springt auf und fleht die Betreuerin an, dass er bitte, bitte, bitte in sein Zimmer gehen und sein Familienbild holen kann. Er redet wie ein Wasserfall, und sein ganzer Körper wirbelt auf der Stelle herum. Er muss es einfach haben, um es diesem Jungen hier, diesem Jungen namens Knox, zu zeigen. Dieser Knox muss seine Familie sehen. Seine Brüder. Er bittelt. Er wirbelt herum. Er drängelt. Er wird nicht aufhören. Sie zögert.

Augenblicke später kehrt Michael mit etwas zurück, das er beschützend in seinen Händen hält. Es ist ein Polaroidfoto, mit deutlichen Spuren von Tränen und verschwitzten Fingerabdrücken. Die Ecken wellen sich. Es ist der einzige Überrest, der beweist, dass Michael ein anderes Leben in einer anderen Welt überlebt hat – in einer vergangenen Welt, deren nicht abgeschlossenen Angelegenheiten ihn verfolgen. Ja, es gab auch gute Dinge. Und diese Dinge rufen seinen Namen. Sie sind zusammen mit ihm in diesem Bild gefangen. Er ist ein Junge, der feststeckt. Er kann nicht in diese Polaroidwelt zurückkehren. Und ohne diese Polaroidwelt kann er sich nicht in dieser jetzigen Welt niederlassen. Jedes Kind, das mir bisher begegnet ist und Zeit in einem Heim verbracht



Bild: Shutterstock/tommaso79

hat, besitzt ein Bild wie dieses. Ein Bild wie eine Falltür, die sich kaum aus den Angeln heben lässt.

Michael wedelt kurz mit dem Bild vor meinen und Kents Augen herum. Dann macht er es sich wieder auf dem Boden bei den Kindern bequem. Er hält seine hohlen Hände beschützend um diesen Schatz. Mit dem Polaroidfoto in den Händen wirbelt er nicht mehr herum. Er atmet tief. Und schwer.

Knox und Mary wissen, dass dies ein heiliger Moment ist. Sie warten darauf, dass Michael ihnen den Schatz in seiner hohlen Hand zeigt. Sie rechnen damit, dass er eine eben gefangene Kröte oder einen Schokokuss enthüllt.

Als keine Kröte und kein Schokokuss zum Vorschein kommt, beweisen die beiden ein verblüffendes Gespür dafür, nicht enttäuscht zu wirken. Natürlich wissen sie nicht, wie sie das alte Bild von drei Kindern deuten sollen. Dieses Bild von drei Kindern: einem mit buschiger

Afro-Frisur, einem anderen mit einem fehlenden Vorderzahn und dem kleinsten mit dem gleichen verträumten Blick, den Knox immer auf dem Gesicht zu tragen scheint, wenn die Kamera blitzt. Der Junge mit dem verträumten Blick trägt ein T-Shirt mit Thomas, der kleinen Lokomotive, drauf. Er hält einen hellbraunen Teddybären mit einer Schleife in rotem Schottenkaro fest. Der Junge auf dem Bild sieht beiden Jungen in diesem Raum erstaunlich ähnlich, meinen beiden Söhnen – von denen ich einen seit sechs Jahren kenne und den anderen seit ein paar Minuten. Von dem Augenblick an habe ich Zwillinge, die durch ein Jahrzehnt getrennt sind.

Michael sagt: „Das ist ein Bild von meinem Bruder Aaron.“

Knox sagt: „Ich weiß, dass ich das bin, aber ich habe kein Thomas-T-Shirt!“

*Ich weiß, dass ich das bin. – Nein, das ist ein Bild von meinem Bruder. Meinem anderen Bruder, nicht von*

*dir, Bruder. – Dein Bruder bin ich. Ich bin dein Bruder. Du bist mein Bruder, und das da bin ich.*

Das Geheimnis des Familienbundes entfaltet sich an Orten wie diesem, mit sichtbarer Erhabenheit, ein Wunder, während im Hintergrund weiterhin leise das Anschlagen der Alarmglocken zu hören ist, die mitteilen, dass ein Kind, das zu Unrecht als jugendlicher Straftäter gilt, um Erlaubnis gebeten hat, sein Zimmer verlassen und die Toilette zu benutzen.

In all den Jahren der Kindererziehung und mit all den Kindern, die ich im Arm gehalten, getröstet, gefüttert, zugedeckt habe, denen ich zugehört und für die ich gebetet habe, hat mich nichts auf diesen Augenblick vorbereitet. Aus Gründen, die ich nicht erklären kann und die kein Erziehungsratgeber kennt, wird meine Identität als Mom vollständig sichtbar, wenn ich einem verängstigten, wütenden, missverstandenen Teenager in die Augen

blicke. Ich liebe sie sofort. Kein Erziehungsratgeber, keine Unterhaltung mit erfahrenen Eltern und keine Lebenserfahrung hat mich darauf vorbereitet, was es bedeutet, meinen neuen Sohn, dem ich gerade erst begegnet bin, auf den ersten Blick zu lieben: einen mutigen Jungen, schlaksig und unbeholfen, 30 Zentimeter größer als ich.

Teenager, die im Heim landen, fühlen sich verletzt und ungewollt. Sie haben mir erzählt, dass sie sich wie Aussätzige vorkommen. Sie brauchen den Fürsprecher, Jesus selbst. Oftmals fühlen sie sich gebrandmarkt und schämen sich. Als Außenseiter. Ausschussware. Sogar die Regeln des Systems arbeiten gegen sie. Sie brauchen Gnade. Wir brauchen Gnade. Ansteckende Gnade.

Als Jesus auf dieser Erde lebte, war Aussatz eine der schlimmsten Seuchen überhaupt. Es war nicht nur eine schmutzige, tödliche Krankheit, von der sich niemand wieder erholte. Ihr Erreger verbreitete sich wahllos und unkontrolliert, wodurch geliebte Familienmitglieder im Handumdrehen zu Ausgestoßenen und Umherirrenden wurden. Wie bei Frankensteins Monster waren die Sehnen und Muskeln des Aussätzigen nicht länger von Haut bedeckt. Aufgrund der weiß eiternden Wunden wurde ein geliebtes Familienmitglied über Nacht völlig abstoßend. Aussätzige – moralisch und gesellschaftlich Ausgestoßene, isoliert, abgelehnt, gefürchtet, verachtet – schlossen sich in ihrem Schmerz zusammen, während sie jeder Hoffnung beraubt darauf warteten zu sterben. Aussatz war eine Seuche, bei der die Verhaftung und Zerschlagung der Gruppe rechtlich geboten war. Das Kultusgesetz erachtete den Aussätzigen als moralisch und körperlich unrein. Aussatz war mehr als eine ansteckende Hautkrankheit. Er machte die Person, die davon befallen war, untauglich dafür, Teil einer gesunden Gemeinschaft zu sein. Er machte sie unfähig, an der Anbetung Gottes teilzunehmen. Als Jesus auf dieser Erde lebte, war Aussatz daher

eine abstoßende *Verkörperung* der Erbsünde. Aussatz wurde ja nicht durch eine bestimmte Sünde oder ein bestimmtes Verhalten ausgelöst. Er verwies vielmehr auf unser sündiges Wesen, die tickende Zeitbombe in jedem Einzelnen von uns. Die einzige Lösung bestand darin, den Aussätzigen auszuschließen und die noch Gesunden zu schützen. Ganze Kapitel des Gesetzes – 3. Mose 13 und 14 – sind der Frage gewidmet, wie man die Ansteckungsgefahr eindämmen und einen geheilten Aussätzigen wiedereingliedern konnte. Diese Krankheit konnte einen geliebten Vater oder eine geliebte Mutter über Nacht zu einem geächteten Ausgestoßenen machen. Während man sich an einem Tag noch über Zugehörigkeit, Nähe, Anerkennung und Wertschätzung freuen konnte, war man am nächsten so gut wie Abfall.

Aussatz war keine Metapher.

Er war so echt wie Regen.

Und als Gott seinen Sohn Jesus sandte – zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch –, damit dieser auf der Erde lebte, da geschahen zwei bemerkenswerte Dinge.

Lukas 5 berichtet, wie ein Mann „voller Aussatz“ auf Jesus zuing. Halten wir genau an dieser Stelle einmal inne. In dieser Szene besuchte Jesus nicht gerade eine Aussätzigenkolonie. Er ging nicht zu den Ausgestoßenen, hinaus an die Ränder. Nein, hier bewegten sich die Ränder auf die Mitte zu. Der Aussätzige verließ die Aussätzigenkolonie (rechtswidrig und für alle Beteiligten gefährlich). Er steuerte schnurstracks auf Jesus zu und warf sich vor ihm auf den Boden. Der Mann mit Aussatz flehte: „Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen“ (Lk 5,12). Es erforderte einen Berge versetzenden Glauben und Mut – vielleicht sogar prophetischen Glauben und Mut –, um die Aussätzigenkolonie zu verlassen und sich ins Stadtzentrum zu begeben, die Sicherheit der eigenen Kultur, die eigenen Leute, den zugewiesenen Platz zu verlassen und zu Jesus zu gehen. Während er sich Jesus näherte, muss sein Kopf voller Selbstvorwürfe gewesen sein: *Du stellst eine*

*Gefahr für dich und andere dar; du brichst das Gesetz; du wirst die Menschen anstecken, die du liebst.* Doch sein Glaube trug ihn mutig weiter. Und wir wissen, dass Glaube diesen Mann trieb, denn er nannte Jesus „Herr“ – ein Ehrentitel für Jesus, den in der Schrift nur die verwenden, die an ihn glauben. Glaube an Jesus ließ den Aussätzigen das Undenkbare tun. Der Aussätzige riskierte die Verhaftung. Der Aussätzige riskierte es, eine öffentliche Gesundheitskrise auszulösen und andere anzustecken. Der Aussätzige riskierte es, von einem potenziellen Mob zurückgejagt zu werden, der ihm die Tatsachen wieder klar vor Augen führte: Er war beschädigte Ware und hatte keine Hoffnung – außer Christus.

Und der Aussätzige war ein besserer Träger von Gottes Ebenbild als wir.

Er wusste, dass er beschädigte Ware war.

Der Aussätzige wusste, dass er Jesus brauchte, keine soziale Verbesserung.

Und dann tat Jesus das Ungeheuerlichste, was jemals irgendjemand gesehen hatte.

Er berührte diesen Mann – den Mann, der nicht mehr berührt worden war, seit die Seuche seinen Körper verunstaltet hatte, den Mann, dessen Schicksal seit dem Augenblick besiegelt war, als die erste weiße, wunde Stelle erschienen war. Ausgerechnet diesen Mann berührte Gottes Sohn.

„Und [Jesus] streckte die Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will. Sei gereinigt!“ (Lk 5,13)

Diese Berührung veränderte den Mann. Doch die Berührung tat mehr als das. Diese Berührung veränderte die Welt.

Als Jesus den Aussätzigen berührte, erfand er nicht die Gnade. Das tat Gott der Vater – wir können es im ganzen Alten Testament sehen, sogar in der Heilung von Aussatz. Der große syrische General Naaman wurde dank der geistlichen Weisheit eines namenlosen hebräischen Sklavenmädchens durch Elisa von seinem Aussatz geheilt. Dieses Sklavenmädchen wusste nämlich vor allem eins, dass es in Israel einen

Propheten gab, der heilte (2Kö 5,1–14). Lukas berichtet, wie wichtig Naamans Heilung war: „Und viele Aussätzige waren zur Zeit des Propheten Elisa in Israel, und keiner von ihnen wurde gereinigt als nur Naaman, der Syrer“ (Lk 4,27). Ich vermute, dass Elisa Naaman dem namenlosen hebräischen Sklavenmädchen zuliebe heilte. Ihr Glaube war stark und ansteckender als der Aussatz ihres Herrn. Tatsächlich besaß sie das Vertrauen, dass Elisa etwas tun konnte, was er noch nie zuvor getan hatte. Denn das macht echten Glauben aus: in Zuversicht an einer Verheißung Gottes festzuhalten, die noch in Erfüllung gehen muss.

Es ist entscheidend zu sehen, was Heilung und Rettung beinhalten, wenn sie aus Gottes Hand kommen.

Es ist entscheidend, Augen zu haben, die sehen, was Jesus tat.

Es ist außerdem entscheidend zu sehen, was Jesus nicht tat.

Er sagte dem Aussätzigen nicht, dass Gott ihn liebte und ihn wert-

schätzte, so wie er war. Jesus sagte nicht, dass das Problem des Aussatzes ein soziales Konstrukt sei, nur im Denken des Betrachters verankert. Er sagte nicht, dass nun, da die „Gnade“ gekommen war, „das Gesetz“ nicht länger bindend sei. Jesus ermutigte den Aussätzigen nicht dazu, ein größeres Selbstwertgefühl zu entwickeln. Auch tadelte Jesus die Glaubensgemeinschaft nicht dafür, dass sie irrationale Tabus gegen Aussatz aufrechterhielt – eine Aussatzphobie. Nein. Das Problem war die ansteckende Krankheit, und die ansteckende Krankheit war kein soziales Konstrukt. Die ansteckende Krankheit war gefährlich.

Als Jesus auf dieser Erde lebte, hatte er keine Angst davor, leidende Menschen zu berühren.

Er zog Menschen zu sich.

Er begegnete ihnen in ihrer Leere und ließ sie erfüllt zurück.

Jesus stellte alles auf den Kopf.

Das ist das Jesus-Paradox – die Berührung Jesu, durch die diejenigen mit Gnade angesteckt werden, die glauben, Buße tun, umkehren und nachfolgen. Es ist eine Ansteckung mit Gnade, die es dem, der glaubt, ermöglicht, jene zu lieben, die ihn hassen. Sie ermöglicht es zu beten, zu dienen und Opfer zu bringen, damit andere wissen können, was diese namenlose hebräische Sklavin wusste: dass Gott lebt und diejenigen rettet, die zu ihm rufen.

Jesus kann durch seine Berührung eine Ansteckung mit Gnade ins Rollen bringen, weil Gottes Sohn Gottes Gesetz erfüllt hat und sich seines Volkes erbarmt. Denn er weiß, dass wir Sünder sind, nur Menschen, unfähig, uns selbst zu retten.

Jesus kam, unberührt von der Erbsünde, die uns entstellt, unberührt von jeder Tatsünde, die uns zerstört, und unberührt von der innewohnenden Sünde, die uns manipuliert. Jesus ist keine Marionette, deren Fäden Satan in der Hand hält, wie das bei uns oft der Fall ist. Und als Jesus das Gesetz erfüllte, indem er am Kreuz starb und wiederauferstand, um zur Rechten Gottes, des Vaters, zu sitzen, da gab er seinem Volk die Kraft, die Sünde zu überwinden, die es versklavt. Er gab sein Blut, um unsere Sünden abzuwaschen. Er gab uns sein Wort, um uns zu unterweisen und uns zu heilen. Und er sandte uns den Heiligen Geist, um uns von Sünde zu überführen, zur Buße zu leiten und uns zu trösten durch die Zusicherung, dass seine rettende Liebe felsenfest ist. Er gab uns unser Erbe – als adoptierte Kinder Gottes, des Allmächtigen.

Aber er ließ uns nicht als Einzelkämpfer der Gnade zurück, die wahllos irgendwelche persönlichen „Kampagnen der Nächstenliebe“ starten. Nein, er gab uns seine Braut, die Gemeinde – seine Gemeinde. Wir, die wir glauben, sind dazu berufen, einen Bund der Zusammengehörigkeit mit dieser Gemeinde zu schließen, seine Familie zu werden. Wir sind dazu berufen, zugleich von der Welt ausgesondert und missionarisch in der Welt platziert zu sein. Wir sind täglich dazu berufen, uns um unsere Brüder und Schwestern in Christus zu kümmern, Unterweisung und Tadel (wenn er notwendig ist) anzunehmen, den Pastor und die Ältesten bei Gemeindegrowth zu unterstützen, als eine sichtbare Familie Gottes zu leben und andere, die Gottes teure Liebe noch nicht kennen, in unsere Häuser, Familien und Gemeinden einzuladen.

Das Jesus-Paradox macht ansteckende Gnade sichtbar, praktiziert von einfachen Menschen wie Ihnen und mir, die so dringend benötigt wird, insbesondere jetzt in unserer nachchristlichen Welt.

Doch wie können wir als Christen ansteckende Gnade leben?

Wenden wir uns dem Johannes-evangelium zu, um das in Aktion



zu sehen, um das erste Wunder Jesu mitzuerleben, als er bei der Hochzeit zu Kana simples Wasser in Wein verwandelt. Hier zeigt Jesus, wie ansteckende Gnade durch eine Gastfreundschaft aussieht, die so radikal, so eindeutig ist, dass eine einfache Hochzeit in einem völlig unbedeutenden Dorf zum Ort eines Wunders wird, eines Wunders, das Leere in Fülle verwandelt.<sup>2</sup> Den Schlüssel zu ansteckender Gnade – der Gnade, die den Rändern erlaubt, sich ins Zentrum zu bewegen, der Gnade, die Ihnen gebietet, niemals die Zukunft zu fürchten, der Gnade, die offenbart, dass das, was Sie demütig macht, Ihnen nicht schaden kann, wenn Jesus Ihr Herr ist – den Schlüssel zu jener Gnade haben wir bereits erhalten, wenn wir das tun, was Maria in dieser Szene sagt. Sie weist die Diener an (und der Heilige Geist sagt uns dasselbe): „Was er euch sagen mag, tut!“ (Joh 2,5).

Einfach, oder? Nein. Wir können uns nicht selbst zu jenem tiefen Gehorsam zwingen, den Gott fordert. Wir können nicht gehorchen, bis wir selbst diese Gnade empfangen und unser Kreuz auf uns genommen haben. Wir können nicht gehorchen, bis wir unser Leben hingegeben haben mit all unseren falschen und weltlichen Identitäten und Götzen. Wir können nicht gehorchen, bis wir uns den Tatsachen stellen: Das Evangelium kommt im Tausch gegen das Leben, das wir einst liebten. Aber wenn wir uns selbst sterben, finden wir die

Freiheit zu gehorchen. Wie Susan Hunt erklärt: „Wenn Gottes Gnade unseren Status vom Rebellen zum Erlösten ändert, werden wir durch seinen Geist dazu befähigt, ihm zu gehorchen. Wir werden durch die Erneuerung unseres Denkens (Röm 12,2) in sein Bild verwandelt (2Kor 3,18). Fröhlicher Gehorsam ist der Beweis für unsere Liebe zu Jesus (Joh 14,15).“<sup>3</sup>

Können wir das tun, wenn wir Gottes rettende Gnade empfangen? Können wir geben, bis es wehtut? Ja, weil Gott uns sagt, dass wir stark sind: „Ich habe euch, ihr jungen Männer, geschrieben, weil ihr stark seid und das Wort Gottes in euch bleibt und ihr den Bösen überwunden habt“ (1Joh 2,14). Wir sind stärker, als wir denken. Sogar in unserem Kampf gegen die Sünde sagt Gott uns, dass wir, seine Kinder, stark sind.

Gehorsam gegenüber Jesus bedeutet, sich selbst zu sterben, zu tun, was immer er will, trotz des heftigen Verlangens unseres Fleisches. Dieser Gehorsam bringt eine Freiheit mit weit geöffneten Armen, mit Broten und Fischen zum Verschenken, mit einer schockierenden Wertschätzung von Ausgestoßenen und Verachteten. Denn wir erinnern uns daran, dass wir selbst einst zu ihnen gehörten. Das galt, als Jesus auf dieser Erde lebte. Und es gilt auch heute in unserer nachchristlichen Welt, in der der christliche Glaube abgelehnt oder verachtet wird und in der christliche Werte als das glatte Gegenteil von Mitgefühl, Fürsorge und Diversität betrachtet werden.

Auszug aus:  
Rosaria Butterfield  
**Offene Türen öffnen Herzen**  
*Radikal einfache Gastfreundschaft  
in einer nachchristlichen Welt*  
304 S., Pb., 17,90 €, Best.-Nr. 271  
752, 2021: CV-Dillenburg – das  
Buch erscheint Ende September



„Man muss wissen, wer dieses Buch geschrieben hat. Rosaria Butterfield, eine amerikanische Intellektuelle, ehemalige Professorin für englische Literatur, ehemalige kämpferische Feministin und ehemalige Lesbe, wäre wohl ohne eine liebevolle, durch das Evangelium geprägte Gastfreundschaft nie aus ihrer LGBTQ-Blase herausgekommen, ja, förmlich herausgeliebt worden. Kein Wunder, dass sie nun auch in einer ‚radikalen einfachen‘ Gastfreundschaft den Schlüssel zu den Herzen ihrer nichtchristlichen Nachbarn sieht. Was sie schreibt, klingt authentisch, ehrlich, faszinierend, Mut machend.“

**Hartwig Schnurr**, Bonn, Gymnasiallehrer i. R. und ehemaliger Dozent und Leiter der Bibelschule Wiedenest, heute Biblisch-Theologische Akademie